



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meyer, Oswald: Das große Wecken : (Fortsetzung). 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das große Wecken

Von Oswald Meyer

(Fortsetzung)

2.

Tief und schweigend ist die Nacht. Ihr dunkles Auge waltet über der schlafenden Welt. Hochgeredt in die lichtlose Luft steht, wie aus Finsternis gebaut, der Hochwald. Lautlos wandert die Nacht dahin. Ihr Schritt ist das Schweigen.

Aber in der Ferne klingen andere Töne leise in die Stille. Tausende, Tausende, die marschieren, denn der Tag reicht nicht. Und viele rollende Züge, angefüllt mit Kriegern und tödlichem Geschütz, gleiten schweigend, unter dem verhaltenen Nützen der Lokomotiven, unter den Klagen der Schienen dahin.

Da — aus fernem Dunst wächst düsterrot der Mond und steigt und läutert sich zu schimmerndem Weiß. Wie ein Erwachen ist es auf der Erde. Aus dem Schlaf der Finsternis wachsen die Gegenstände, sie leuchten auf und schauen hinauf — wie ein Auge ist ihr Widerschein.

Eine Mannesgestalt am Eingang des Waldes hebt das Mondlicht aus dem Schatten, einen Mann im Soldatenrock: Walter Werden ist es, auf Vorposten. Hinter ihm liegt schlummernd ein Dorf, in dem eine Abteilung seiner Schwadron in Quartier ist. Scharf lugt sein Auge in die Dunkelheit, mit angespannter Aufmerksamkeit lauscht er auf jedes Geräusch. Und doch hat er auch einen Blick und einen Gedanken für den Mond, dessen Licht so vertraut in Fremde und Gefahr um ihn rinnt.

Auch über der fernen Küste, wo Werden sein Heim hat, steht jetzt dessen Licht. Da leuchtet das schweigende Meer im Zauberglanz. Da steht sein Haus schwarz im Silberlicht — es träumt nicht mehr. Es singt nicht mehr sein schweigendes Nachtlied, es lebt nichts mehr darin von heimlichem Glück und Schmerz, von Sehnsucht und Zweifel. Der harte Krieg hat dort sein Lager aufgeschlagen. Ohne Behmut denkt Werden daran. Andere Klänge leben jetzt in ihm: der Rhythmus eines Marsches — ein Volk auf dem Marsch. Ein Volk von Millionen, das sich aus tausend Interessen, aus tausend Gedankenrichtungen, aus manch innerer Fehde in gewaltiger Einmütigkeit erhebt, ein Mann, ein Ziel — ein einziger großer Rhythmus. Wie aus Erz gehauen steht es vor des Bildhauers Auge, dies Volk der Denker und Kaufleute, der Großherren und Junker, der Arbeiter und Bauern — ein Soldat.

Aus dem wesenlosen Mondlicht taucht es empor — Gestalt fordernd — Gestalt gewinnend, gewaltig . . .

Da klingt in Werdens ergriffenes Schauen ein fernes Geräusch, das rasch sich nähert. Der Dreiklang eines Galopps. Und schon jagt durch die träumende Fülle des Mondlichtes zwischen den Kiefern ein Reiter heran.

Ein Meldereiter von einer vorgeschobenen Abteilung des Regiments. Hart wie Meißelhiebe treffen seine Worte den Frager: eine Abteilung russischer Kavallerie hat ein Dorf überfallen und ausgeplündert, die Bewohner verjagt, das Dorf in Brand gesteckt.

Dann ist der Reiter vorüber und zwischen den dunklen plumpen Schatten der niederen Bauernhäuser im Rücken des Postens verschwunden.

Raum ein paar Minuten steht Werden in seinem schweigenden Zorn über die Untat der Russen. Da klingen hinter ihm Schritte und klappernde Hufe. Leiser Befehl, unterdrückte Rufe, Klirren und Knarren. Reiter verlassen das Dorf, und Werden unterscheidet die scharfe Stimme des Führers, des jungen Leutnants Hans von Redow. Bald ist auch Werden im Sattel und unter der Schar.

Den jungen Leutnant, der so rasch und unbesorgt losreitet gegen einen Feind, von dessen Stärke er nichts weiß, kannte Werden nicht erst seit diesen Tagen des Krieges. Im gastlichen Herrenhaus von Mönchshagen, dem Gut, das unweit von Werdens Sommerfisch liegt, war er ihm mehrfach begegnet. Und der blonden Jrmgard, der „Prinzessin“ von Mönchshagen, die mit ihrer fröhlichen Sicherheit Werdens Innerem soviel zu schaffen gemacht, war Redow immer ein lieber Kamerad gewesen.

Der „kleine Hans“ hatte Redow allgemein geheißt. Ein Knabe blieb er mit jedem neuen Jahr. Lieb, nett, anständig. Nichts war an ihm, das Werden auch nur einen Augenblick beschäftigt hatte. Einer von vielen.

Und jetzt — einer von vielen auch jetzt. Aber ein Mann. Klar, ruhig, von einer selbstverständlichen Raschheit und Kraft der Entschlüsse. Rasch und sicher reitet er jetzt seinen Leuten voraus. Ältere Männer, Reservisten und Landwehr darunter. Aber sie folgen ihm ruhig, ohne zu zweifeln.

Rasch und lautlos gleiten die Reiter dahin, fast Geistern gleich — Geister der Rache. Nach der Wegrichtung brauchen sie nicht zu fragen. Von Osten reckt sich ein rötlicher Schein entgegen. Das ist kein Morgenrot — eben erst klingt das erste erwachende Grau leis über die Welt, nur am Himmel ist ein Erblaffen. Auf Erden, zwischen den Stämmen ist noch das tiefe Schwarz.

Näher kommt ihnen das östliche Rot, Iodernd und düster — und schon zieht es wie Brandgeruch im Morgenwind.

Ein trauriger Zug kommt den Reitern entgegen.

Flüchtige Bauern. In Angst und Hast. Die Rot steht in ihren bleichen Gesichtern, das Entsetzen irrt in den wirren Augen. Die Kleider zerrissen, bedeckt von Schmutz und auch von Blut. Schweigend alle, nur ein paar Kinder weinen. Der und jener hat ein wenig von seiner Habe mitgerafft — ein altes Mütterchen trägt eine Bibel, ein halbwüchtiger Bursche eine mächtige Truhe auf den athletischen Schultern. Ein paar Karren und Wagen folgen mit Hab, Gut, Kindern und Alten beladen. Zu hinterst geht ein Mann mit grauem Haar, ein unerwachsenes Mädchen im Arm. Schläff hängt der der Arm herab, der Kopf ist hintenübergefunken, fahl das Gesicht. Das Auge weit und erloschen. Zerrissen, von Blut getränkt das Kleid. Die Brust hat eine Kosakenlanze wie zum Spiel getroffen, und hat das junge Leben aus der Wunde gelassen.

Mit fressendem Grimm lassen die Reiter die Flüchtlinge vorüber. Ein Wort des Zuspruchs ist alles, was sie den Armen geben können — dann weiter, los auf die Mordbrenner.

Sie brechen ins Dorf. Graufig loht die Glut in den schweigenden Himmel. Rein laut als das Prasseln der Flammen, das Krachen einstürzender Balken, das Knistern des Stroh's. Und dann, ferner, das Blöken geängstigten Viehs, das das Freie gewonnen hat.

In das Flammenmeer brechen die Reiter. Schwarz, von flackerndem Rotlicht beleckt, suchen die Rächer nach den Brandstiftern. Keiner mehr von denen ist dort. Hinterher in zorniger Eile. Nach den Berichten der Bauern ist es eine Überzahl — um so besser. Nur vorwärts.

Hinter ihnen lodert das Dorf und verkracht, stürzt ein und verglutet. Eine drohende Fackel. Hinter ihnen steht scharf, wie ein Schlagschwert, am blassen Himmel der scheidende Mond.

Der Morgen kommt ihnen entgegen. Empor am Himmel wächst das freudige Rot, greift mit zarten, tastenden Kinderhänden über das Feld, durch den ragenden Wald. Und nun — wie ein atemloses Schweigen ist es zuvor — nun bricht es gleich jubelnden Harfenklängen durch Stamm und Ast: die ersten Strahlen der Sonne. Segnend grüßt sie die deutschen Reiter, die rastlos dahinjagen.

Vorwärts — vorwärts, sie dürfen kein Auge haben für die Schönheit, für den stillen Jubel, in den die glückliche Welt, nachterlöst, leuchtet. Und doch ist es wie eine Frömmigkeit in jedem der ehrlichen blauen Augen; wie ein stilles Morgengebet.

Recken sich nicht all die Gestalten unwillkürlich im kühlen, warmen Morgenlicht? Oder scheint es Walter Werden nur so?

Seine Blicke gehen über die Kameraden hin: in dem gefestigten Ernst, der sie alle erfüllt — weit ab von Leichtfönn, der nicht weiß, was er mit dem Leben hinzugeben hat, weit ab von Bangigkeit, der vor dem großen Unbekannten graut, — liegt etwas von Morgenzuversicht und Ewigkeitsbewußtsein.

Der Wald öffnet sich. Mit weiten Armen umschließt er ein Hügeland. Auf sonnegebreiteten Wellen steht das Korn, wie eine Braut dem klingenden Schnitt des Mähers entgegensehend. Demütig, wie eine Dpfergabe senken die fenssenreifen Halme das Ahrenhaupt. Aus zärtlichem Dunkelgrün von Obstbäumen leuchtet unter der warmen Hut brauner Strohdächer das Weiß und Rot niedriger Bauernhäuser.

Plötzlich regt es sich in der Dorfstraße. Dunkle Gestalten zu Pferde, mit langen Lanzen, breite Mützen über den häßlichen knochigen Bartgesichtern, zeigen sich auf der Straße, zwischen den Häusern, in den Gärten. Und nun — eine dunkle Wolke steigt über einem Hause auf, Flammen schlagen aus einem Strohdach, in ein Ahrenfeld steigt ein brennendes Scheit.

Werden wirft einen Blick auf Hans von Redow. Mehrfach ist die Überzahl der Russen im Dorf. Wird der Offizier zurückgehen, um Verstärkung herbeizuholen?

Anderes ist in Hans von Redows Gesicht geschrieben. Kaum mehr die Mut, kaum mehr die Empörung lodert in seinem Auge. Nur die kalte Entschlossenheit.

Nicht anders bei den Übrigen. Drohend ist jeder Blick. Vorwärts, gegen den Feind. Und jedes Auge sucht ungeduldig den Befehl vom Munde des jungen Führers.

Aber der bleibt ruhig. Als gälte es, sich ungelesen an ein Wild heranzupürschen, sucht er das Gelände ab. Kehrt, in den Wald zurück und in dessen Schutz am Waldrand entlang, bis eine Bodenwelle ihnen geschütztes Herankommen gestattet. Ruhig gibt er seine Befehle, verteilt die Männer, gibt jedem seinen Platz. Aber dann ist der Augenblick da — und mit einem Male ist Hans von Redow ein anderer geworden. Flammend der Stahl seines Auges, biegsames Eisen seine Gestalt, zündendes Feuer das Erz seines Befehls. Und schon jagt er, den andern voraus, auf den Feind. Sein Säbel blitzt in der Sonne — eines Erzengels Racheschwert.

Schweigend, mit verbissener Wut, die Lanzen eingelegt, folgen die andern. Eben reiten die Kosaken aus dem Dorf heraus — da bricht ihnen die Welle deutscher Lanzenreiter entgegen. Ein Stutzen — ein Halten — dann das Zurück. Nur ein paar Schüsse rattern den Angreifern entgegen. Dann hasten die Brandstifter haltlos davon. Ein Widerstand — der russische Führer stellt sich den eigenen Leuten entgegen und zwingt ein paar zum Bleiben. So gibt es doch noch ein Klingentreuzen im brennenden Dorf. —

Auch Redow blutet. Raub, daß er dem Gegner den Lanzenstich mit einem tödlichen Hieb vergolten, so taucht hinter einer Mauer ein Kopf auf, und ein Gewehrlauf droht gerade auf Werden. Ehe der den Schützen mit seiner Lanze erreicht haben kann, muß er längst vom Sattel geschossen sein. Da klingt, scharf wie ein Senzenhieb, Redows Stimme — ein Befehl in russischer Sprache. Und der Kosak läßt eingeschüchtert die Waffe fallen und hebt die Hände zum Zeichen der Ergebung.

* * *

Abend war es. Da ritten zwei Reiter übers Feld. Die letzten von Redows Schar: Redow und Werden. Die andern alle waren, teils als Verwundete nach dem Scharmüzel im Dorf, teils beim weiteren Vordringen mit wichtigen Meldungen, einer um den andern von Redow zurückgesandt.

Freunde waren die beiden geworden, die hier auf dem Kriegssplatz der Zufall so seltsam wieder zusammengeführt.

Kein Schweiger war Redow. Freundschaft war ihm Vertrautheit und Bekennen. Und ein fröhlicher Plauderer war er. Heute schwieg er.

Ein großer Ernst war über ihm und prägte sein Wesen. Wie etwas Heiliges. Er hatte dem Tod ins Auge gesehen.

Und doch war alles heute nur ein Spiel gewesen gegen das, was ihnen morgen bevorstand. Denn morgen, daß wußten sie, morgen war die Schlacht.

Endlich wandte sich der junge Offizier an Werden — einen Augenblick zögernd, dann war er frei. Ganz ruhig war seine Stimme, ohne besonderen Klang.

„Werden — wenn ich fallen sollte, ich habe eine, die ich grüßen möchte . . .“ er zögerte.

Da sagte Werden und sah ihm ins Auge . . . „Ich weiß.“

In Redows treuen Augen war eine Dankbarkeit. — „Und Sie, Kamerad?“

Werden schüttelte den Kopf.

„Ich habe niemand.“

3.

Friedlich in die Nacht gebettet liegt das kleine östliche Grenzdorf. Es ist geräumt. In Scheuern und Häusern lagern Soldaten, in Schul- und Gemeindehaus haben die Offiziere Quartier.

Dunkle Gestalten schreiten die Dorfstraße auf und ab, oder stehen außerhalb zur Wacht.

Ein Licht im Dorf brennt. Raun bringt sein matter Schein durch die Scheiben. Kriegsfreiwilliger Werden hat dort sein Quartier. Er schläft nicht, wie all die andern. Rastlos arbeitet sein Geist, rastlos seine Hand mit dem Stift auf dem weißen Bogen Papier — kostbarer Fund, den er im verlassenen Kramladen des Dorfes gemacht. Mit Zeichnungen bedeckt sich das weiße Blatt: eine Menschengestalt wird, von allen Seiten faßt sie der Blick, plastisch sucht sie der Stift herauszuheben. Werdens zergrübeltes, zermühtes Gesicht ist gestrafft von arbeitender Spannung. In seinem Auge loht ein sieghafter Glanz, der alle körperliche Müdigkeit überwindet.

„Das Volk steht auf!“ — So steht es vor ihm. Die große machtvolle Bewegung eines Volkes, die Zusammenfassung aller Kräfte, der Abschied eines Volkes von allem was ihm lieb war, die Todesbereitschaft — das alles wächst und wird für Walter Werden zu Gestalt, der Gestalt dort auf dem Papier.

Mit fieberndem Auge blickt er auf sein Werk, das doch nur Entwurf ist, und dennoch gelungen wie nie eins zuvor. Gelingen — du herrliches, lebenspendes, sieghaftes Wort. Erfüllt sein altes Sehnen, erfährt all seiner Kämpfe Ziel.

Das Werk: „Das Volk steht auf“ — es ist nichts anderes als der „Kämpfer“, um den er so lange gerungen. Das Sinnbild des Meeres und des Schaffens: der „Tat“.

Der „Kämpfer“ ist es, aber ohne das Mühselige, das Gewalttätige, das Stampfende, ohne den sentimentalischen Überschwang. Eine junge, schlanke Mannesgestalt, einfach in Ausdruck und Haltung, von schweigender Entschlossenheit. Das Gesicht trägt die Züge des jungen Leutnants Hans von Redow.

Fiebernd greifen Werdens Hände über das Papier — in die Luft, zu schaffen, Gestalt zu geben, dem was so klar vor seinem Auge steht, was so unzulänglich die Zeichnung wiedergibt. Er schließt die Augen, sein Kopf sinkt nieder. Die Hände greifen die brennende Schläfe. Oh, du glückselige Schaffensqual! Das Werk, das heiß umrungene Werk gelungen und doch nicht vollendet. Vor der Pforte steht er und sieht die Erfüllung, aber die Pforte ist verschlossen.

Oh, du gütiger Geist, der du die Kraft mich finden liehest, zu werden, gib mir die Möglichkeit zu schaffen, was ich sah. Gib mir Zeit, eine kurze Spanne laß mir das Leben, das ich verachtete, weil ich nicht wußte, was es wert ist . . . das herrliche, schöne, reiche Leben. — —

Die Trompete ruft. Das helle Wecken schmettert in den Raum. Walter Werden blickt empor. Der erste Tag grüßt durchs Fenster.

Werden tritt ins Morgengrau. Von schwarzen Rauchfahnen, Wolken gleich, ist der Himmel behangen. Loderndes Rot leckt an ihnen. Er kennt sie wohl, die Zeichen des Krieges, diese Male des Brandes. Und ferne rollt des Krieges grollender Ruf: der Donner der Geschütze!

(Schluß folgt)